

# Kriegstanz (um das Loch vor der Bühne)

Für Miriam Bajtala

Das Lied ist vorbei. Die Leute stehen vor der Bühne und schauen dich an. Was sagst du ihnen? Jetzt. Sag was! Sagt dir deine innere Stimme. Um Himmelswillen. Sag was! Was bloß? Das nächste Lied heißt ... handelt von ... ist über ... geht um ... und so weiter. Wer will den sowas wissen? Wer braucht das? Informationen, Reflektionen, Interpretationen. Titel, Thesen, Temperamente. Erinnern dich bloß daran, dass es an der Zeit ist, sich zu langweilen. Wieviel Uhr wars gleich?

Aber nichts sagen geht auch nicht. Irgendwas erwarten die Leute jetzt. Das steht ihnen ins Gesicht geschrieben. Das kannst du spüren. Regelrecht körperlich. Als ob unsichtbare magnetische Kräfte auf dich einwirken würden. Wie wenn der Supermagnet angeschaltet wird und allen im Labor die Münzen aus der Tasche, Brillen von der Nase und Plomben aus den Zähnen fliegen. So ist das. Der Publikumsmagnet geht an. Und prompt zieht es dir die Worte aus dem Mund. Du siehst sie noch durch die Luft schwirren und im Raum verschwinden.

Dann ist Stille. Es kommt nichts mehr. Nicht mal Galle. Die Kehle ist trocken. Warum auch mehr herauswürgen? Es ist alles draussen. Das Lied ist gesungen. Damit ist alles gesagt. Damit sollte doch alles gesagt sein! Und wenn nicht? Heißt das dann, dass das bisher gesungene, gespielte, gezeigte und getane nicht genug war? Kann es ja nur. Denn warum solltest du sonst jetzt nachlegen, wenn da nicht eine Lücke wäre, die es zu füllen, ein Loch, das es zu stopfen gelte. Und dann passiert: Selbst wenn da vorher weder Lücken noch Löcher waren, tun sie sich jetzt auf und werden mit jedem Wort größer, das du nun sagst oder suchst und nicht über die Lippen bringst. Zipp. Das war das linke Triebwerk. Klunk. Das der Heckrotor. Alles dreht sich. Mayday, tower, we're going down!

Was aber, wenn der Tower sich meldet? Wenn Hilfe zur Stelle ist? Und jemand für dich einspringt und das Steuer übernimmt? Ein Vermittler, Kommentator, *Confrontier*, der sich vor dich stellt, die Sache regelt und entwaffnend entspannt das Publikum anspricht: "Ja wissen sie, was diese KünstlerInnen *eigentlich* sagen und was Sie, liebes Publikum, wirklich hören wollen, ist ..." Dann kommt im Idealfall, was du selbst denkst, meinst und unter Umständen auch hättest sagen können, nur hier und jetzt beim besten Willen nicht über die Lippen bringst. Oder totaler Stuss. Macht vielleicht aber auch nichts. Sind die Leute für den Moment abgelenkt. Kann man sich währenddessen schnell nochmal nachschminken. Die Seiten nachstimmen. Mental auf das Nächste einstellen ...

Funktioniert. Aber fühlt sich alles andere als gut an. Wozu die Stellvertretung? Braucht Kunst einen diplomatischen Dienst? Rechtlichen Beistand? Elterlichen Vormund? Fürsprecher? Was vermittelt die Rede von der "Kommentarbedürftigkeit der Kunst", wenn nicht das erniedrigenden Gefühl der Bedürftigkeit? Helft den Bedürftigen. Denn sie können sich nicht selbst helfen. Wer Essen

braucht, ist hungrig. Wer es von anderen kriegt und weiß, dass er auf sie angewiesen sein wird, bekommt zu spüren, dass er nicht bloß Hunger hat, sondern arm ist. Insofern gibt es kaum etwas beleidigenderes, als von anderen gesagt zu kriegen, was man sagen will, aber noch nicht gesagt hat. Geschenkte Worte stillen den Hunger nach Worten nicht. Sondern drücken ihm nur den Stempel 'Wortarmut' auf. Wie es überhaupt erniedrigend ist, zu bekommen, was man will. Selbst wenn man danach gefragt hat. Insbesondere, wenn die, die einem geben, was man will, es gut mit einem meinen. Es heißt doch bloß, dass sie etwas haben oder zu besitzen glauben, was man nicht hat! Zum Beispiel Worte. Sie haben so viele Worte, flüstern laut oder reden ungeniert. Und nehmen dir die Worte aus dem Mund. Lassen dich verstummen. Die Guten. Helfer. Arschgeigen. Kommen als erste an die Wand.

Aber was dann? Stattdessen? Anstelle der Interpretation? Erst die Arbeit, dann die Faustschläge? Wie in den Fünfigern bei den Pollocks? Work, drink, fight. Und dann den bestmöglichen Abgang hinlegen. Mit Blut und Tränen. Anstrengend. Und löst das Problem nicht. Sondern starrt ihm in die Augen, wie das Karnickel der Schlange, mit geballter Pfote und Hochprozentigem in Reichweite.

Denn das Loch im Raum zwischen dir und den andern wird nie verschwinden. Selbst wenn Leute momentan noch auf ihr tanzen, ist die Tanzfläche unter ihren Füßen immer leer. Besonders leer ist sie in diesem vermalledeiten Kreis, der sich vor Bühnen bildet, so als ob alle darauf warten würden, dass sich da gleich der Boden öffnet und der Leibhaftige oder Gustaf Gründgens persönlich aus der Unterbühne herauf geschossen kommt. Dieser Teufels-Kreis geht nie weg. Auch wenn er sich für Momente füllen mag. Wer zu lange zu tief in das Loch im Publikum gestarrt hat, sieht es, selbst durch die Körper der Tanzenden hindurch, als magischer Zirkel auf dem Tanzboden glühen.

Mit Kommentarbedürftigkeit hat das nichts zu tun. Kommentare sind wie das Gespräch beim ersten Date. Erregtes Gestammel. Worte, die sich daran erregen, dass sie im Wissen um die Zweitrangigkeit aber Notwendigkeit, zu sprechen, gesprochen werden. Gleich zur Sache zu kommen, ginge zwar. Aber wer sofort handelt, spürt die Gründe, zu handeln nicht mehr. Erst der Aufschub verschafft die Genugtuung, zu wissen, dass man etwas voneinander will. Und nicht einfach im Dunkeln miteinander kollidiert. Das Gefühl, vielleicht auch nur die Illusion, das zwei Personen, ein Ich mit einem Ich, miteinander verkehren, entsteht erst, wenn sich die Lücke im Gespräch auftut, aus der beide Parteien, im Versuch, die Lücke zu schließen, als Sprecher, Personen, Egos hervortreten.

Kommt drauf an, ob man das will.

Mut zur Lücke?

Oder doch falsche Höflichkeit und dummes Getue?

Aber wenn ich nicht warte und frage, woher soll ich sonst wissen, was dein Name ist? Meiner ist nicht Verwoert. Mit dem Namen unterschreib ich nur, weil ich angeblich so heiße. Der leibliche Vater meines Großvaters väterlicherseits hieß in Wahrheit Viereck. Als Viereck würde ich dir hier allerdings ungern gegenüber treten. Auch wenn es ehrlicher wäre. Aber was geht dich meine Familiengeschichte an? Das war vor hundert Jahren in Cuxhafen. Kriegsmarine. U-Boot-Flotte. Die halbe Verwandtschaft

liegt auf dem Meeresboden. Macht man ohne sie weiter. Muss man. Müssen wir auch. Oder nicht?

Vielleicht auch nicht. Pragmatisch Denken ist nie falsch. Aber deshalb in diesem Fall nicht zwangsläufig richtig. Denn im Prinzip kann es keinen Frieden geben zwischen Künstlern, zwischen Künstlern und ihrem Publikum, und noch weniger mit denen, die meinen zwischen den Fronten vermitteln zu können. Kritiker, Kuratoren, Galleristen. Don't shoot the messenger? Den natürlich als allerersten! Wenn der Mann am Klavier nicht das erste Bierglas abkriegt, kommt der Saloon doch gar nicht erst in Stimmung! Also Frieden? Nein! Das wäre Lüge. Aber muss es deshalb direkt Krieg sein?

Nicht notwendig. Zwischen Krieg und Frieden liegt die wahre Wiege der Kunst: im Kriegstanz. Man tanzt ihn als Reigen um den Teufels-Kreis auf dem Tanzboden herum. Mit verteilten Rollen. Bin ich der Held, bist du der Chor. Spricht der Chor, sind wir Helden, alle, für einen Tag. Deine Worte. Meine Worte. Von Schweigen zu Schweigen. Im Wettstreit miteinander. Denn die Texte in deinen Videos sind verdammt gut. Genauso geschliffen, dass sie direkt ins Ohr gehen, und zu Versen werden, ohne dass sie ein Maß bräuchten. Aber Kriegstanz ist kein Streit, den man gewinnen könnte. Denn es gibt am Ende weder Abrechnung noch Abstimmungen. Vielleicht gibt es noch nicht mal ein Ende. Und es geht immer so weiter, im Kreis. Von Schuss zu Gegenschuss. Von Rede zu Gegenrede. Von dir zu mir. Von Euch zu Ihnen. Und immer wieder zurück in die leere Mitte auf der Tanzfläche, wo es weder ein ich und du, noch ein wir oder sie gibt, sondern nur den blanken Boden, auf dem getanzt wird.

Das Prinzip, das den Kriegstanz bestimmt und weder trennt noch verbindet, ist das der Nachahmung, *Mimese*, Imitation. Wer gerade wer ist und wer im nächsten Moment schon wer anders ist, regelt sich durch die Grimassen, die man schneidet, genauso wie durch die Gesichter, die man aufsetzt, um die Grimassen des anderen, als Fleisch gewordener Spiegel, nachzuahmen. So werden wir uns mit erhobenem Beil umtanzen, das Gesicht farbig bemalen, und uns mit grimmigem Blick, zum Beispiel immer wieder an die Nase fassen. Ich kenn dich zwar nicht. Aber ich kenn dich ganz genau. Deine Nase. Meine Nase. Andrzej Żuławski, Dušan Makavejev, Stevie Wonder. Sie wissen. Eure Pflanzen wissen mehr über euch, als ihr denkt! Also Glück auf.

Unter normalen Umständen liegt das Problem immer in der Unmöglichkeit, sich zu verdoppeln. Denn das wäre gefragt. Dein eines ich macht die Kunst. Dein anderes ich wächst dir, immer wenn du es brauchst, aus der Stirn, stellt sich neben das erste ich und hält Reden über es, während das erste ich weitermacht, was es am liebsten macht. Dieser Verdopplung steht sonst das Gesetz der modernen Logik im Weg, dass eine Person oder Sache nicht zugleich sein kann, was sie ist und was sie nicht ist. Dieses Gesetz ist im Kriegstanz aufgehoben und durch die Form der Nachahmung ersetzt. Und dann kann man sein wie die Pflanze, aus der die Pflanze selbst nochmal neu heraus wächst, als zweite Pflanze. Zum Beispiel. Oder das Insekt, was aussieht, wie eine Pflanze. Weil die Pflanze so aussieht, wie das Insekt. So oder so rum. Das ist weder ein Modell. Noch ein Vorschlag. Sondern eine Praxisanforderung, der man sich stellen muss, wenn man zwischen Miriam Bajtala, Miriam

Bajtala, Miriam Bajtala, Miriam Bajtala und einem ganzen Chor von anderen Leuten, die Texte von oder über Miriam Bajtala schreiben oder sprechen in den Teufels-Kreis in der leeren Tanzbodenmitte tritt und sich jetzt verdammt noch mal auch verdoppeln muss. Zwei bis drei Mal. Mindestens. In dieser Runde. Mehr vielleicht, wenn der Reigen die Tanzrichtung erneut wechselt, und sich immer auf Neue gegenläufig weiter dreht.

Nu was? Nu los!

Jan Verwoert